



Hermann Bahr

Kohlezeichnung von Felix Harta.



VORWORT DES VERLAGES

Als vor etwas mehr als einem Jahre die Gründung der Wila im Freundeskreise beschlossen war, wurde als oberster und erster Grundsatz festgestellt, die Wila müsse deutschösterreichisch in zweifacher Richtung werden. Deutschösterreich sollten in erster Linie ihre Autoren sein und mindestens ein Gutteil ihrer Veröffentlichungen sollte die Kunst- und Kulturschätze unseres Heimatlandes möglichst weiten Kreisen bekanntmachen.

Ein weitgestecktes Ziel! So weit, daß der Verlag, rückblickend auf die Tätigkeit des ersten Jahres, erst die Grundlinien sieht, die schattenhaft das werdende Gebäude andeuten.

Erfreulich und uns den schweren Weg erleichternd, war das lebhafteste Interesse, das die namhaftesten Autoren Österreichs dem neuen Unternehmen zuwandten. Dies ermöglichte der Wila, ihrem ersten Programmpunkte gerecht zu werden, Werke heimischer Autoren zu bringen. Aber auch bezüglich des zweiten Programmpunktes, der Hebung der heimischen Kulturschätze, fielen die Anregungen der Wila auf fruchtbaren Boden. Fast zwei Drittel der verlegten Werke behandeln teils in Roman und Gedicht, teils in wissenschaftlichen Abhandlungen und Erinnerungen österreichische Kulturerscheinungen, Personen und Verhältnisse.

Ein dritter Programmpunkt der Wila gilt der Förderung junger, unbekannter Autoren. Unter dem vielen Guten, das uns vorlag, wurde das Beste gewählt; ehrlich strebende, junge Talente, die es verdienen, bekannt zu werden. Möge das Urteil der Allgemeinheit ihnen günstig sein!

Der Verlag selbst kann trotz der kurzen Zeit seines Bestehens bereits einer ganzen Anzahl treuer Anhänger für ihr stetes Interesse danken. Sie zu erhalten und neue Freunde zu werden, ist unser Wunsch; unsere Pflicht wird es sein, unserem Ziel treu zu bleiben: Gut deutsch und österreichisch allerwegen!

E I N L E I T U N G

Von Hermann Bahr

Die Gründung der Wila hat in mir einen seit dreißig Jahren immer wieder vergeblich gehegten, immer wieder enttäuschten und dennoch niemals verstummenden Wunsch mit neuer Zuversicht belebt, den Wunsch, die besten Stimmen Österreichs einmal gewissermaßen im Chorgesang zu hören, den Wunsch, in einem österreichischen Verlag unsere wesentlichen Begabungen versammelt zu sehen.

Zu den Grundsätzen meines Lebens gehört der Glaube, daß der die Donau hinab gegen Osten vorrückende Teil des bayrischen Stamms in seiner neuen Heimat durch die Symbiose mit Nachbarn anderen Bluts und anderen Sinns den Anhauch einer besonderen Farbe bekam, so daß aus seinem Munde das deutsche Wesen anders klingt, heller, bunter, greller, südlicher, launischer, märchenhafter als von Lippen, die kein Widerspruch, kein Widerstand fremder, ja feindseliger Art aus ihrer behaglichen Ruhe jemals aufgeschreckt hat. Das Leben ist diesem bayrischen Stamm in Österreich nicht leicht gemacht worden, er hat es sich täglich von neuem Schritt für Schritt erobern müssen, immer von fremder Art bedrängt, gehemmt, fast erdrückt, aber eben dadurch doch der eigenen nur desto heftiger und inniger bewußt, in täglicher Not immer wieder auf sich selbst zurückgewiesen, in sich selbst zurückgewiesen, immer wieder

zur Selbstbestimmung genötigt, zur Selbstverteidigung genötigt, vor allem aber auch, was dem zur Form so wenig begabten Deutschen am schwersten wird und daher den unbedrohten Stämmen fast nie ganz gelingen will, zur Selbstdarstellung genötigt: was er ist, auch erscheinen zu lassen, sein inneres Wesen nicht bloß durch die Tата auszudrücken, sondern selber auch zum Bilde des eigenen Wesens zu werden, sozusagen gleich auch noch sein eigenes Plakat leibhaftig zu sein, das hat kein anderer deutscher Stamm mit solcher Anmut vermocht, das hat auch der dazu schon von Natur sehr begabte, ja wie prädestinierte bayrische doch erst in Osterreich ganz erlernt. Er hat es in der ihm aufgedrungenen geschichtlichen Gemeinschaft mit Slawen, Ungarn und Lateinern erlernt. Und wenn diese Gemeinschaft auch jetzt zergangen ist, ihr Siegel im österreichischen Deutschen könnte nur mit ihm selber verlöschen. Wer aber möchte die österreichische Farbe im deutschen Wesen missen? Es wäre verarmt.

Daß die Bedeutung gerade dieser österreichischen Farbe für das deutsche Wesen nicht immer in Deutschland ganz erkannt, anerkannt und eingeschätzt worden ist, daran sind auch wir selber schuld. Seit je gingen unsere Schriftsteller, in dem begreiflichen Wunsch, nicht bloß zum eigenen Stamm, sondern zum ganzen Volke zu sprechen, mit ihren Werken gern aus Osterreich weg: sogar Stelzhamer erschien zunächst bei Cotta. Die Folge war, daß diese österreichischen Werke, mit Werken der anderen Stämme ver-

mischt, nicht in ihrer Eigenart wirkten, nicht durch das was sie für sich allein, was sie vor den anderen voraus, sondern nur durch das was sie mit den anderen gemein hatten. Das Osterreichische wurde verwischt, seine Wirkung erstickt, nur was an einem Osterreichler nicht österreichisch war, wirkte draußen, der Osterreichler wirkte draußen um so mehr, je weniger er österreichisch war. In Osterreich selber aber wirkte der Osterreichler ja stets erst, wenn er sich darauf berufen durfte, draußen zu wirken. Nur so hat auch unsere höchste Geistes-tat, das Barocktheater des bayrisch-österreichischen Stammes und der von ihm ausgehende Lebensstil, so völlig vergessen werden, so völlig verschwinden können, daß sie dann von Josef Nadler erst wieder entdeckt, ja förmlich aus der Erde gescharrt werden mußte!

An Versuchen, einen österreichischen Verlag zu schaffen, hat's nicht gefehlt. Wenn sie nicht glückten, oder doch höchstens allenfalls halb, so lag das weniger am Mißgeschick ihrer Unternehmer, sondern daran, daß ein paar große Namen, auch die besten, nicht genügen, so lange sich ein solches Unternehmen nicht auf den ersten Blick als etwas Besonderes ankündigt, das, so wie es ist, eben nur von Osterreichern, nur in Osterreich geleistet werden kann. Wodurch hatte denn etwa die Wiener Werkstätte fast unmittelbar ihren großen Erfolg, und nicht in Deutschland bloß, sondern sogleich weit über die deutschen Grenzen hinaus? Weil man überall ihren Leistungen ansah, daß dergleichen, welchen Wert immer es übrigens haben mochte,

sonst doch nirgends noch geleistet worden war und in eben dieser Art sonst nirgends geleistet werden kann, weil das Wiener Handwerk etwas voraus hat: die Qualitätsarbeit.

Man darf ruhig sagen: die Qualitätsarbeit ist unsere Spezialität. Worin auch immer wir uns versuchen, unter unserem Griff wird's zur Qualitätsarbeit. Alles worauf wir stolz, wessen wir uns zu rühmen gewohnt sind, unser Wiedermeier so gut wie das alte Burgtheater, wie die Wiener Philharmoniker oder der Männergesangverein, wie unser Kunstgewerbe und die Wiener Mode, wie das Wiener Feuilleton von Speidel und Hanslick über Wittmann und Herzl bis auf Salten, Quernheimer und Scheyer, alles wurzelt mit seiner Kraft in der Qualitätsarbeit und wenn dann gelegentlich noch ein Strahl von Genie zündend in unsere gewohnte Qualitätsarbeit fährt, dann erreichen wir das Höchste: so mit Mozart, mit Klimt, mit Mahlers Opernleitung.

Den Strahl des Genies wird auch ein österreichischer Verlag nicht auf uns herabzwingen, nicht aus uns hervorzaubern können. Es genügt, wenn er unerbittlich auf der Maxime beharrt, durchaus nur Qualitätsarbeit zuzulassen. Er käme, wenn es ihm gelingt, diese Maxime durchaus rein auszuführen, dadurch allein schon zugleich an erste Stelle. Ganz wie im Wiener Kunstgewerbe nach und nach die Bedeutung des einzelnen Künstlers und seiner Eigenart fast unwichtig und immer mehr das Niveau des allen gemeinsamen Könnens das Entscheidende geworden ist, wäre

das Ideal eines solchen österreichischen Verlags erreicht, wenn auch das Beste, was er bringt, nicht absonderlich wirkte, sondern bloß als ein Glücksfall seiner allgemeinen, alles was er bringt, durchdringenden, auch in ihren geringsten Erscheinungen noch unverkennbaren Geistesart. Das Ideal wäre, daß der Leser sicher sein könnte, welches Buch dieses Verlags immer er auch ergreifen mag, darin einen Rang künstlerischer Arbeit anzutreffen, bei dem die Kraft des Einzelnen nicht mehr so sehr ins Gewicht fällt. Damit bekäme der Verlag auch, was heute leider so selten geworden ist: ein eigenes Gesicht.

Als ich jung war, schien uns die Tradition so schwer auf uns' zu lasten, daß wir fürchteten, von ihr erdrückt, erstickt zu werden; heute scheint umgekehrt vor lauter Eigenart fast schon alle Tradition erstickt. Das rechte Verhältnis der Kräfte wieder herzustellen scheint es jetzt überall vor allem not, zunächst von neuem das Chaos zur Tradition gerinnen zu lassen: eine neue Tradition zu schaffen. Für uns kann das nur eine Tradition der Qualitätsarbeit sein.

Die von Richard Smekal mit Hofmannsthal und mir intendierte Reihe von Schriften über „Theater und Kultur“, die der Verlag Wila bringt, möchten gleichsam ein Auftakt dazu sein: als Mahnungen an die große, noch in der Geistesmacht unseres Barocks wurzelnde Tradition Österreichs, an unsere verlorene Tradition. Wenn die Wila sich jetzt bemüht, die besten Namen unserer Gegenwart an sich zu ziehen, wenn es ihr gar vielleicht glückt, unbekannte

Begabungen aufzufinden, so wird dies alles doch nur dann erst wahrhaft produktiv werden können, es wird daraus der Ansatz zur Schöpfung einer neuen Tradition nur dann entstehen können, wenn ihr auch noch gelingt, die Forderung der Qualitätsarbeit mit Geduld, pedantisch und bis zu einem gewissen Grad sogar fast fanatisch zugleich, festzuhalten und durchzusetzen. Auch in der äußeren Erscheinung schon. Deshalb ist es mir willkommen, daß sie auch „Luxusausgaben“ verspricht, so wenig ich diesen Namen mag: was man heute „Luxusausgaben“ nennt, das müßte mit der Zeit vielmehr zum Existenzminimum an äußerer Form auch für das gemeine Buch werden.

Salzburg, 12. September 1920.

Von Hermann Bahr ist im Verlag der Wiener Literarischen Anstalt erschienen:
„Burgtheater“. Theater und Kultur, Band I
In Vorbereitung:
„Bilderbuch“

D I E K A T Z E

Von Artur Anders

Eines Tages sagte der Bauer: „Wo ist denn die Katz?“ Darauf antwortete die Bäuerin: „Ich hab' s' schon zwei Tag' nicht g'fehn. — Sie wird alt.“ Der Bauer jah ein wenig in die Luft, wie er sonst nicht zu tun pflegte, und meinte dann: „Vielleicht ist sie sterben gangen.“

Und das war erraten.

Die Katze hatte gefühlt, es geht zu Ende, und da Katzen im Hause nicht sterben — sie haben da etwas von der Art des Rotwildes, das sich ein letztes Lager im tiefsten Dickicht sucht — so war sie nach langem Abschiednehmen von Haus und Hof am Spätnachmittag fortgeschlichen. Vom Keller bis hinauf an die Dachsparren war sie noch einmal gewandert, um die Rockfalten der Bäuerin hatte sie sich geschmiegt, eng, ganz eng, und sich dabei für die vielen, vielen Milchnäpfschen bedankt, dem Bauer war sie auf den Rücken geklettert und vorne um den Bart herum und war wieder hinausgelaufen in den Garten, hatte dem Marietele die Wangen geleckt und war dann endlich, endlich durchs offene Tor gegangen, hinaus auf die Wiese.

Sie hatte sich nicht mehr umgesehen. Am Rain entlang war sie fortgeschlichen, hatte nicht rechts noch links geschaut und nur einmal — ganz todesvergeben — auf den leisen Pfiff einer Feldmaus gehört; aber gleich hatte sie den Kopf

Schule der Weisheit

Von Hermann Bahr.

Hört! Eine Schule der Weisheit plant Hermann Keyserling in Darmstadt. Ja, was soll uns die?

Vor Jahren bin ich dem baltischen Grafen in London begegnet. Der Abend bleibt mir unvergessen. Einen „erstaunlich unterrichteten und vulkanisch anregenden“ Mann hat ihn Chamberlain einmal genannt, aber nicht das war es allein, wodurch er mich bannte, nicht die Fülle seines gesammelten, beherrschten, wohlgeordneten, wohlgefügteten und wohlgestalteten Wissens und nicht die Leidenschaft und wohlgestalteten Wissens und nicht die Leidenschaft bloß, es nun aber auch mitzuteilen und auszusäen, sondern mit welcher Leidenschaft in diesem Jüngling alles Geistige durchaus auf Erscheinung im eigenen Leben, auf Selbstdarstellung der Wahrheit, auf Verwandlung der Erkenntnis in unmittelbaren Gebrauch drang, das ließ mich aufhorchen. Ich kenne Denker, auch Täter, auch Gedächtes und Getanes in freudig dankbarer Betrachtung Genießende hohen Ranges; hier aber waren diese drei Lebensarten einmal in einem einzigen Mann gesellt, mit einer Innigkeit, die fast etwas Rührendes hatte. Der naturforschende Philosoph, der den Sinn des Lebens nicht bloß erkennen, sondern auch selber verrichten wollte, dann aber wieder in diesem Schauspiel, worin mitzuspie-

len ihn sichtlich verlangte, gern auch noch der Zuschauer gewesen wäre, kam mir höchst unwahrscheinlich vor, und ich war neugierig, was wohl das Leben eigentlich mit ihm vorhätte.

1910 hatte ich ihn kennen gelernt, 1913 erschien bei Diederichs seine kleine Schrift. „Über die innere Beziehung zwischen den Kulturproblemen des Orients und des Okzidents“. Schon der Titel freundete sich mir an, dem gerade um diese Zeit der Begriff eines zweiten Barocks aufgegangen war, das, wie jenes erste nord-südlich, eine Synthese lateinischen mit dem germanischen Geiste gewesen, jetzt west-östlich, eine Synthese des Abendlandes mit dem Morgenlande sein sollte. Die Schrift war ein Vortrag, den Keyserling in Schanghai gehalten. Er erzählte den Chinesen da von Kant, wie der nachgewiesen, „daß die Sphäre der Wirklichkeit weiter ist als diejenige der Begreiflichkeit“, und tat ihnen dar, wodurch sie den Indern überlegen sind: zwar hat in Indien „der Mensch seine bisher tiefsten Gedanken gedacht“, aber ohne Wirkung auf die Lebensform, den Indern „lag und liegt noch heute zu wenig an dieser Welt, sie haben nie das Himmelreich auf Erden zu begründen versucht“, während dies eben „die wahre Größe der chinesischen Nation“ sei, daß sie „ihr Tiefstes nicht in abstrakter Gestalt, sondern in der des konkreten empirischen Lebens verwirklicht hat“. Auf seiner Reise durchs Morgenland hatte Keyserling

nämlich die Gedanken Indiens und Chinas sozusagen klimatisch erlebt. Selbst unser reinstes Denken behält ja noch immer einen sinnlichen Zusatz, es zieht aus der Atmosphäre an, im Denker denkt Flora und Fauna seines Landes mit, man philosophiert unter Palmen anders als auf der Heide. Die höchste Probe wäre, wenn der Palmenphilosoph einmal auf die Heide gesetzt wird: auf diese Probe hat den jungen Balten sein glücklicher Instinkt gestellt, und sein wunderbares „Reisetagebuch eines Philosophen“ war das Ergebnis. Der Leser teilt am Ende das Schicksal des Autors, mit diesem fühlt auch er sich durch die sanfte Macht des Klimas so verwandelt, daß sie nun beide den Geist des Abendlandes allgemach immer „unwesentlicher“ finden, und, erkennend, „wie wenig notwendig das Tun mit dem Sein ursprünglich zusammenhängt“, innerer Evidenzen und des Begriffs einer „Vollendung“ fähig werden, die sonst dem heutigen, immer nur auf den Augenschein pochenden Europäer unzugänglich sind oder höchstens allenfalls vorgestellt, nicht aber zur inneren Gestalt werden. Das ist der unbeschreibliche Reiz dieses Buchs: es verführt uns zu Selbstverwandlungen, aus denen zuletzt keine Rettung als in die tiefste Selbstbesinnung bleibt.

Der westöstliche Balte kommt zurück und findet den Westen im grauenhaftesten Krieg der Menschheit; aus der Betrachtung der Ewigkeit gerissen, kehrt er sich rasch ent-

schlossen der Forderung des Tages zu. Der Urlaub seines Wesens ist deutsch, er hat Bismarcks Enkelin zur Frau, so trifft ihn der Schrei der deutschen Not ins Herz. Mitten in der Verwüstung glaubt er ja noch an Deutschland, glaubt, daß der Deutsche selber sein eigenes Wesen mißverstanden hat, glaubt, daß dem Deutschen, wenn er sich nur erst recht begreifen lernte, gerade jetzt die Stunde der Erfüllung schlägt. „Ein jeder hat ein inneres Recht nur zu dem, was er wesentlich ist.“ Wesentlich aber seien die Deutschen „das unpolitische Volk Europas“ (wofür er sich auf Goethe und Schiller berufen könnte; Humboldt erst betritt den Abweg ins Politische). Dies scheint ihm aber keine Schwäche, sondern eben die Kraft Deutschlands, gar in einer Epoche, deren Sinn er dahin deuten zu dürfen meint, daß „Politik überflüssig werden soll“. Schon im deutschen Mythos will er dies ausgedrückt sehen: „Wie Siegfrieds großartige und doch sinnlose Laufbahn deutsches Heldentum ewig symbolisiert, so nimmt der Nibelungen Zug an den Donaustrand aller deutscher Erobererzüge Sinn für immer vorweg. Das deutsche Heldentum war immer und ist wesentlich zwecklos, dies aber beweist nicht allein politische Unfähigkeit — es beweist, daß dieses Heldentum ein absolutes ist, letzter Selbstzweck gleich der Wahrheit und der Kunst.“ Das sind die Grundgedanken einer gedrungenen, kristallhellen kleinen Schrift über „Deutschlands politische Mission“, der nun eine eben-

bürtige folgt, mit der Aufschrift „Was uns not tut, was ich will“.

Not tut uns, meint er, eine „Seelenform“, denn in der „Zersekung“ der Seele, wodurch wir jetzt überall bloßen „Verstandesgestaltungen“ preisgegeben sind, sieht er den Grund unserer Ratlosigkeit, in einer „neuen Synthese von Geist und Seele“ nur die Rettung des Abendlands. Diese verspricht er sich vom Deutschen, gerade „wegen der eigentümlichen Irrealität seines Geistes“, von einem Deutschen freilich, der, im Zeitalter des Betriebs überall verdrängt, jetzt nur noch im Verborgenen lebt. Eben den verborgenen, still noch den deutschen Geist bewahrenden, typischen Deutschen, den er den „Weisen“ nennt, wieder auf die Gestalt des deutschen Lebens einwirken zu lassen ist sein Sinn. Eine „Schule der Weisheit“, deren „Höchstausdruck Weisen- und nicht Gelehrtentum wäre“, völlig „staatsfrei“, will er stiften. Derlei hatten ja die deutschen Universitäten auch ursprünglich im Sinn, aber schon Jakob Grimm hat (in seiner „Selbstbiographie“) über die „Obergewalt des Staates“ geklagt, die, seit sie „merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen, . . . der Freiheit des sich aufschwingenden Menschen die Flügel stutzt“. Das ist über hundert Jahre her und der „Eingriff“ nahm allmählich so zu, daß zuletzt überhaupt kein Flügel der Freiheit mehr zu stutzen übrig blieb. Was unsere Universitäten hätten

werden sollen, hätten werden können, wenn nicht ihr geistiges Leben immer mehr vom Staat verschluckt worden wäre, das versucht Keyserling jetzt in Darmstadt, wohin einst Ernst Ludwig, als er noch Großherzog zu Hessen und bei Rhein war, den jungen Ulrich rief, um die Künstlerkolonie zu gründen. Nun soll's eine Kolonie von „Weisen“ werden, oder sagen wir, bescheidener und deutlicher zugleich, von Lebensdenkern. Wenn es zwanzig Deutsche gibt, von denen jeder jährlich tausend Mark beiträgt, ist sie gesichert. Sie werden gebeten, sich zur Keyserling-Stiftung bei Graf Hardenberg im Neuen Palais zu Darmstadt zu melden. Ich glaube daran, weil solchen Gläubigen wie Keyserling immer alles gelingt, freilich meistens anders, als sie denken, doch das ist ja stets gerade das Schönste dabei, wie der Idee dann die Wirklichkeit auf einmal über den Kopf wächst.